Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter
Herausgeber: Akademia Olten
Band: 15 (1957)

Artikel: Erzieherin in China
Autor: Munzinger, Mizzi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-659746

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans Munzinger, Bildnis seiner Schwester Mizzi
Martin-Disteli-Museum, Olten
(aus: Gottfried Wälchli: «Der Maler Hans Munzinger»)

Erzieherin in China

von Mizzi Munzinger

EINLEITUNG

Manche Leser vermögen sich gewiß noch an Marie oder Mizzi Munzinger zu erinnern, und sie werden eine gute Erinnerung an diesen prächtigen Menschen bewahrt haben. Sie war am 10. April 1885 in Tisza Földvar in der ungarischen Pußta geboren worden, die Tochter des Ingenieurs Josef Johann Munzinger und der Friedericke geb. Merker aus Sennheim bei Heilbronn. Sechs Jahre später kehrte die Familie nach Olten heim, da der Vater eine Stelle bei den Gotthardbefestigungen erhalten hatte. Doch schon übers Jahr, im Februar 1892, starb der erst 53jährige plötzlich, die Seinen in schwerer Bedrängnis zurücklassend. Die hochintelligente Mizzi besuchte die Oltner Schulen und anschließend das Lehrerinnenseminar in Aarau. Kaum hatte sie sich die Wahlfähigkeit erworben, flog sie, im Frühling 1906, hinaus in die weite Welt und wurde Erzieherin in China. Sie war künstlerisch stark und vielseitig begabt, vor allem musikalisch, doch auch zeichnerisch, und, wie ihre Chinaaufzeichnungen zeigen, nicht minder schriftstellerisch; eine reiche Persönlichkeit. Im Herbst 1907, kurz nach der Ermordung ihres Bruders Robert, kehrte sie aus Rußland nach Olten heim und wirkte hier, hochgeschätzt, als Primar- und Musiklehrerin, ein halbes Dutzend Jahre, die Stütze ihrer alten Mutter und ihres schwer ringenden Bruders Hans, des Malers. Im Herbst 1919 wanderte sie nach Brasilien aus; sie hoffte hier ihr Glück zu finden. Auch die bittersten Enttäuschungen vermochten sie nicht niederzuzwingen. Sie schaffte sich eine neue Existenz als Lehrerin an einer höheren Schule. Für Portugiesisch- und Deutschsprechende verfaßte sie deutsche, französische und englische Sprachbücher, die sie sogar selbst illustrierte. Zweimal kehrte sie kurz in die Heimat zurück, um ihren Bruder und befreundete Oltner Lehrerinnen zu besuchen. Am 4. Juli 1952 ist sie in Sao Paolo gestorben. Das etwa 1918 abgeschlossene Manuskript ihrer Chinareise ist mir von ihrer älteren Schwester Frida für das Martin-Disteli-Museum übergeben worden, als ich die Hans-Munzinger-Biographie schrieb. Die Photographie auf Seite 77 stellt Mizzi einige Jahre nach ihrer Übersiedlung nach Sao Paolo dar. Das Ölbild ist von Hans Munzinger in den dreißiger Jahren geschaffen worden. Gottfried Wälchli.

* * *

Im «Bund» stand es: «Erzieherin nach China gesucht». Für meine zwanzig Jahre war das gerade weit genug und sich vorstellen, den Kontrakt, der mich für drei Jahre binden sollte, mit fester Hand unterzeichnen, packen und reisen, war das Tun von kaum drei Wochen. 1906, an einem kalten, klaren Märzmorgen, begleiteten mich meine Freundinnen — lauter Oltner Lehrerinnen — zur Bahn. Als ich im Wagenabteil saß, entdeckte ich als gutes Omen eine Art Verkörperung meines Reiseziels mir just gegenüber, zwei junge Mongolen. Wie dann der Jura schwand, das Mittelland nicht blieb und gar bald auch der Vierwaldstättersee fern war, wurde mir doch allmählich bewußt, daß ich wirklich eine große Reise vorhatte.

Jenseits der Alpen war der Himmel verhängt und je weiter ich raste, desto düsterer wurde der Tag. In Genua empfing mich klatschender Regen und eine Unzahl schreiender Portiers. Mir war das Lloyd-Hotel «Germania» anempfohlen worden, mit deutscher Wirtin, billigen Preisen, sauberen Zimmern, somit mit allem, was ein bescheidenes Herze braucht.

Ich hatte in Genua einen Tag Zeit und schaute die Stadt, die man ihrer Marmorpaläste wegen «la superba» nennt, ohne freilich eine Ahnung zu haben, daß die architektonischen Wunder von einem Galeazzo Alessi stammten, und daß Taddeo Carlone und Giov. Battista Orsolino sie geschmückt hätten. Einen Baedeker besaß ich nicht. Ich konzentrierte mich hauptsächlich auf einen Gedanken: Die Abfahrt des Schiffes. Am nächsten Tage saß ich schon mittags darauf, lang ehe es den Hafen verließ. Derweil ich mich dort an Menschen — es waren auch schon chinesische Angestellte an Bord, so der dicke, immer grinsende Kuli «Max» — an Kabine, Gänge, Säle, Deck und all' das Neue gewöhnte, krächzte der Kran und versenkte Ballen um Ballen, Kisten um Kisten in den Schiffsleib, ohne daß man von oben hätte bemerken können, daß sich der ungeheure Raum unten fülle. Mit einem Male ruhte der Kran — noch ein Schreien und Rufen, ein Hin- und Herrennen, und ein kaum bemerkbares Schwanken des Schiffes verursachte mir einen leichten Schwindel — vielleicht auch der Gedanke, wirklich losgelöst zu sein von Europa.

Die Schiffe wurden von einem Lotsen aus dem Hafen geschleppt, damit der starke Wellenschlag die äußerst kostspieligen Hafenanlagen nicht zerstöre. So glitt unser «Prinz Heinrich» sanft hinaus ins offene Meer. Als wir an der äußersten Mole des westlichen Hafendammes vorbeifuhren, schien die gebirgige Küste durch ein dunkles Abendrot in Bronze getaucht, das Meer grünbraun und unermeß-

lich weit, wie auch der Himmel, den wir so in unsern Bergen nicht kennen. Je mehr das Ufer schwand, desto mehr graute mir vor der Unermeßlichkeit vor uns. — In dunkler Nacht ging's dann an Korsika vorbei, das sich uns gefällig durch eine Feuersbrunst bemerkbar machte. Am andern Morgen strömte beizeiten alles auf Deck, um Ischia und Capri zu schauen und dann auch den Golf von Neapel — europäische Wunder, für die es genug Beschreibungen gibt. Unser Schiff blieb draußen verankert liegen, während wir die Gelegenheit uns nicht entgehen ließen, Pompeji zu besuchen. Auch hierüber sprechen — andere Beschreibungen. Nur dies, als wir etwa um 10 Uhr nachts mit unserer Steamlaunch in den Hafen hinaus- und zu unserem Schiffe zurückfuhren, war mir unheimlich zumute. Der Feuerschein des Vesuvs färbte das Meer weitum. Am Morgen hatte der rauchende Bursche gar nicht so gefährlich ausgesehen, aber in der Nacht! Auch sagten uns die Schiffsangestellten, sie hätten den Kerl noch nie so lebhaft feuern sehen. Vier oder fünf Tage später, in Port Said, sollten wir erfahren warum. Per Draht kam die Nachricht, daß der Vesuv seinen bösen Ausfall getan. Sie erinnern sich wohl selbst noch, es war etwa am 5. April des Jahres 1906.

Bei Nacht ging's durch die Straße von Messina ins offene Mittelmeer, und als es wieder tagte, waren wir weit weg von Heimat, Küste, Italien, Europa! Der Himmel war bedeckt, die Wellen kräuselten sich, das Schiff rollte oder stampfte — beides gleich beliebt bei nicht seefesten Passagieren — bei den Essenszeiten waren die Tische merkwürdig leer und von den Anwesenden aß ein gut Teil Heringe. Dabei fror man etliche Tage tüchtig, trotz Mänteln und Decken, bis dann endlich wieder einmal die Sonne leuchtete und in orientalischer Glut und Helle der «dunkle» Erdteil vor uns lag. Der Hafen Port Said, gestaut wie diejenigen Italiens mit Schiffen aller Art, ließ den Blick auf die Stadt genügend offen. Die gradlinigen Häuser wechseln mit Kuppeln und Minarets. Am Hafen selbst sieht es verhältnismäßig europäisch aus — Hotels und Geschäftshäuser tragen europäisch beschriebene Plakate. Aber die Menschen! Händler mit sich nie müde schreienden Stimmen, die Decken, Felle, echte Nuga, Dattelwürste, Karten, Federn und viel andres mehr feilboten. Wehe, wenn man auf den bunten Krimskrams einen Blick warf! Die Kerle verstanden sich auf Gelüste. Aber unsere Gesellschaft entkam doch immer wieder, dank der Führung eines eingefleischten Orientreisenden, der gewohnt war, diese Leute wie Hunde, d. h. gelegentlich mit Fußtritten, zu behandeln, was mir selbstverständlich, damals und später, peinlich war.
Am Nachmittag fuhr das Schiff diesmal weiter. An das Rattern der Maschine und an das Zucken und Zittern ihrer Arbeit hatte ich mich ganz gewöhnt, und als nun wieder ein Lotse das Schiff langsam und lautlos durch den Suezkanal führte, war der Stille beinahe zu viel. Dieses Hingleiten bei untergehender Sonne und dann durch die helle Nacht, am nahen flachen Ufer, vom Salzgehalt rötlich schimmerndes Wüstenland, heiße Luft um uns, dann und wann in der Ferne die Umrisse einer Palmengruppe — es war zauberhaft. Und nachher folgten die berüchtigten heißen Tage im Roten Meere. Die rötliche Küste und die häufigen salzigen Inseln, die wie rosige Eisberge aussehen, sollen dem Meere den Namen gegeben haben. Unser Schiff, das einen deutschen Gesandten nach Abessinien an Bord hatte, durfte dann noch einen Abstecher nach Djibuti im Daukaligebiet machen. Da lud man als erstes eine ungeheure Anzahl Sektkisten aus, über deren Bestimmung meine Mitreisenden sich den Kopf zerbrachen und sie dem Gesandten allein niemals gönnen wollten. Indessen also der Kran arbeitete, sahen wir dem fröhlichen Hafenleben zu. Kleine, gutgebaute Negerlein ruderten sich, in Reihen auf einem gänzlich unbehauenen Baumstamm sitzend, heran, mit Händen und Füßen natürlich. Sie begleiteten die taktgemäßen Bewegungen mit singendem «Ha -oh -hoi -ee» und grinsten mit den weißesten Zähnen dazu. Wie Katzen flink kletterten sie dann an Masten und Takelwerk hinauf, um sich für ein armseliges Kupferstück ins Meer zu stürzen. Im Wasser daheim wie die Fische, selbstverständlich unbehindert durch irgend ein Kleidungsstück, brachten sie den Sold immer wieder, sei es naturgemäß in den Händen, oder auch zwischen den Zähnen oder Zehen, je nachdem er sich hatte erwischen lassen.
Im haifischwimmelnden Hafen von Aden waren wir nur bei Nacht und schliefen schlecht wegen der unerträglichen Hitze in dem windstillen Hafen und dem unaufhörlichen Kohlenladen. — Es folgten Tage schönsten Wetters und Nächte, wie man sie sich für eine indische Seereise nur wünschen kann. Der Meerspiegel war ölglatt, die einzige Bewegung darauf nur von dem Flimmern der von unserm Schiff aufgescheuchten Schwärme fliegender Fische verursacht. Manchmal flog so eine arme Kreatur auf das trockene Mitteldeck und wurde von uns in Muße betrachtet — ein Mittelding von Fisch und Vogel.
Bei Nacht sahen wir längs dem Schiffe matt leuchtende kleine und große Kugeln, Meeresleuchten, und gen Süden am Himmel, noch leuchtender, das Kreuz des Südens, das bekannte Sternbild. Dampfer und Segler begegneten uns und Grüße wurden ausgetauscht und niemand dachte, daß es einmal

anders werden könnte. Aber Land sahen wir für nahezu eine Woche nicht mehr. Man verbrachte die Tage mit Wettspielen und Tanz, Lektüre und Klaviergeklimper (wobei ich namentlich viel leistete), mit Kartenspiel und Handarbeit — und hatte dabei noch viel, viel Zeit, in den Korbstühlen herumzuliegen. Die Temperatur war unerträglich und besonders schön die Abende, wenn die Musikkapelle konzertierte. Diese bestand größtenteils aus Berufsmusikern, die auf dem Kontinent ihren Verdienst nicht fanden und als Stewards und Schiffsmusiker hart ihr Brot verdienten. Sie hatten Programmnummern für jeden Geschmack, wenn aber der damals neue Schlager: «Trink'n mr noch en Tröpfchen» losging, sang alles mit, Deutsche, Holländer, Engländer — man lebte eben im freundlichen Zeichen des Friedens. Sogar meine zwei Chinesen vom Oltner Bahnhof sangen mit. Sie hatten in Berlin studiert und der eine, ein echt chinesisch lebhafter, treuherziger und mitteilsamer kleiner Mann, hatte mir bereits viel vom Reiche der Mitte erzählt und mir sogar seine Geheimnisse anvertraut, zu deren wichtigsten gehörten, daß er eine Perücke trage und darunter sein guter alter Zopf, in feine Zöpfchen geflochten, ein dunkles Dasein führe, daß er in Berlin bös Schulden gemacht habe und sich vor dem Papa fürchte, und endlich, daß er niemals seine kleine Braut mit den noch kleinern Füßchen heirate, die ihm die Eltern von den ersten Lebenstagen an aufoktruiert hatten. Der gute Junge — wenn erst wieder einmal der Zopf hing! Er war übrigens aus guter, gebildeter chinesischer Familie, sprach vier Sprachen und war überhaupt ein tüchtiger Mensch mit seinen 17 Jahren. Sein Vater, Mitglied einer englisch-chinesischen Gesellschaft, arbeitete mit an der Herausgabe eines Konversationslexikons in den beiden Sprachen.
So kamen wir endlich nach Ceylon. Wunderbare Insel, palmen- und edelsteinreiche! In den Hauptstraßen reiht sich Laden an Laden, gefüllt mit ungeheuren Schätzen an kunstvoll verarbeitetem Edelmetall und Haufen von Edelsteinen, und in den weniger zivilisierten Stadtteilen waren die Auslagen der Händler, die hauptsächlich ganze Unmassen der köstlichsten Palmenfrüchte feilboten. Nie habe ich ein ungeheuer zahlungsfähiges Portemonnaie mehr vermißt als in Colombo!
Und weiter die Meerreise. In Penang ließen wir unsere gemütlichen Freunde, Holländer, die sich auf ihre Zuckerplantagen und -Fabriken zerstreuten. Dann begleitete uns im Süden ein dunkler Landstreif, Sumatra, und endlich landeten wir in Singapore, wo es schon von Chinesen wimmelt. Und weiter, immer weiter — nach Hongkong, das gleich Colombo der Stolz der Engländer ist. Die Hügel sind bewaldet, in den Gärten blühen Rosen, unzählige Rosen, auf der Höhe, die die Bucht beherrscht, stehen Hotels, und eine Drahtseilbahn führte uns bequem hinauf. Der Berg, genannt Rigi, war besät mit feuerfarbenem Rhododendron und Orchideen und der Ausblick auf Stadt, Bucht und Meer unbeschreiblich.
Dann kamen endlich einmal Tage mit etwas Sturm, wie mir schien; doch als ich von einem Matrosen die Bestätigung dazu wollte, sagte er, indem er die kurze Pfeife in die andere Mundecke schob und gemütlich an seinen Tauen weiter hantierte: «Ne kleene Böe». Und doch waren die Wellen bisweilen haushoch und klatschten ein übers andre Mal auf das Mitteldeck. Wenn das Schiff ein Wellental durchquerte (wobei sich übrigens die Schnelligkeit der Bewegung schätzen läßt), sahen wir bis zu unterst den Schiffsbauch. Als wir dann endlich vor Schanghai landeten, war es doch Zeit gewesen, denn der gefürchtete Wirbelsturm oder Taifun stand gemeldet.

Eine Steam-launch brachte uns vom Meere draußen nach Schanghai, und somit war ich auf chinesischem Boden fest. Ich ging zu Fuß ins nahe französische Hotel. Mein Gepäck besorgte die Lloydagentur auf den Dampfer «Mei-lee», der mich ins Landesinnere bringen sollte. Mir blieb vorläufig nichts anderes zu tun, als zu Mittag zu speisen und dann in einem Sampan nach der «Mei-lee» zu fahren. Sampan nennt sich das Einruderboot mit niedrigem rundem Verdeck, dessen Ruder der Kuli nicht etwa seitlich bewegt, sondern hinten am Schiff damit hin- und herschwänzelt, direkt den Fischen abgesehen! Bei der «Mei-lee» wollte der Gauner mich nicht aussteigen lassen, bis ich ihm das vierfache der Taxe bezahlt hatte. Auf derlei muß man eben in China gerade so gefaßt sein wie in — Europa.

Droben empfing mich der Boy, wies mir die Kabine an, in der mein treuer Begleiter, der Kabinenkoffer, stand und mir ein Zeichen war, daß ich mich noch immer im sicheren Schutze des Norddeutschen Lloyd befand. Ich aß bald zu Nacht, und weil sich keine europäische Seele zeigen wollte, kam ich mir ganz schrecklich verlassen vor und zog mich zurück. Am Morgen waren wir schon weit draußen auf den gelben, uferlosen Wassern des Yangtse-Kiang. Ich bekam endlich den Kapitän zu Gesicht und Offiziere und Maschinist, europäische Landsleute. Als einziger europäischer Passagier wurde ich ordentlich verwöhnt, namentlich mit Lenzburger Erdbeer-Konfitüre! Ich durfte auch das Schiff besehen; es war ein großer, dreistöckiger Flußdampfer, in der Form einer Nürnberger Arche Noah nicht unähnlich. Zu oberst die erste Klasse für Europäer, unten zweite und dritte für

Chinesen. Dort lagen die Leute, auch am Tage, in wattierte Decken gehüllt auf hölzernen Schragen, die etwa aussahen wie die Apfelhürden in unsern Kellern. Mehr Komfort braucht der Chinese auch zu Hause nicht zum Schlafen. — Oben im Speisesalon, durch den der Mast ging, hatte ich schon am ersten Abend eine ordentliche Anzahl von Gewehren um den Mast gereiht gesehen. Auf meine Frage, wem diese Vorsichtsmaßregeln gelten, erhielt ich die wenig beruhigende Antwort: «Den etwaigen Überfällen.» Dann wieder ließ ich mir sagen, was der beinahe unausgesetzt Tag und Nacht sich wiederholende unartikulierte Ruf bedeute. Ich wurde zur Kommandobrücke geführt, bei der ein Chinese stand und unermüdlich das Senkblei auswarf. «O—o badää», rief er dann beruhigend beim Zurückziehen, und das war Englisch — sollte es vielmehr sein und «no bottom» (kein Grund) heißen. Bei der ungeheuren Tiefe des Yangtse ist die Schiffahrt zwar leicht möglich, kann aber bei den wandernden Sandbänken etwa einmal bös behindert werden. Unser Kapitän Mülleitner hätte etwas davon erzählen können, aber er schwieg, bis es mir unglücklicherweise einfiel, beim Abschied Uhlands Verse ins Fremdenbuch zu schreiben: «Hart stößt es auf am Strande», u. s. f. Der gute Mann, der just auf der letzten Reise fest auf einer Sandbank gesessen hatte, glaubte, dies sei eine boshafte Anspielung meinerseits, verteidigte sich mit vielen Worten — und weihte mich somit ein.

Fünf Tagereisen flußaufwärts. — Die zweite Nacht schon schreckte mich ein Geschrei und Geheule, daß ich sofort an unsere Gewehre denken mußte. Es waren aber nur harmlose Chinesen, vielleicht auch etwas weniger harmlose Salzschmuggler (Salz ist teuer in China!), die mit einem Boot voll Ware auf dem Wasser gewartet hatten und dann kreischten und zeterten, damit man ihr Wurfseil auffange und sie solange ins Schlepptau nehme, bis das Zeugs aufgeladen sei. Das Schiff verlangsamte dabei nur wenig die Fahrgeschwindigkeit.

Die Tage brachten viel Wechsel, beinahe jeder ein gänzlich verändertes Bild. Waren heute die Ufer so entfernt und flach, daß wir auf einem uferlosen See zu schwimmen schienen, so fuhren wir morgen durch einen gebirgigen Engpaß. Bald sahen wir endlose Gräberfelder, die aus der Ferne aussahen wie unzählige Maulwurfhaufen, dann wieder fuhren wir an alten Städten vorbei, wie an Nanking, der gutummauerten, die ihr Inneres neidisch verbirgt und höchstens die Spitzen ihrer Pagoden und Tempel vom Fluß aus sehen läßt. Nanking war für mich der Inbegriff einer chinesischen Stadt. Im Innern habe ich sie zwar nie sehen dürfen, und wahrscheinlich war es besser so für meine Illusion! Denn die prächtige Residenz der tätigen Ming-Dynastie liegt seit der Teipingrevolution (1864) gebrochen und in den Schlupfwinkeln der eingestürzten Paläste und Tempel haust ein Volk in Elend und Hunger. Die einstige Millionenstadt hat auch keinen rechten Handel und so sind verhältnismäßig nur wenig handeltreibende Europäer dort niedergelassen. Dafür zieht es die Missionare immer wieder nach Nanking, wie nach den andern Städten des Elends in China. Sie wollen dabei nicht den Leuten einen andern Namen für ihren Gott aufzwingen, sondern das Vorbild der werktätigen Liebe wollen sie geben und somit den einzelnen leidenden Volksschichten helfen. Selbst in Jahren, da die Ernte fehlgeschlagen und in Gegenden, wo sie überhaupt nie fehlschlägt, ist es keine Seltenheit, daß die Menschen an Hunger sterben, in Nanking ist es sogar Regel. Wie oft habe ich bei den europäischen Kaufleuten im Osten verächtlich von der Mission reden hören. Mit ihrem Fanatismus verderbe sie alle freundschaftlichen Beziehungen, die Europa so mühsam mit China angeknüpft habe, hörte man so häufig sagen. Aber die von der Mission gesättigten Chinesen beklagen sich über keinen Fanatismus.

Kiu-Kiang ist mir noch in Erinnerung geblieben, die Stadt, in der man Silber kauft. Laden an Laden reiht sich und in diesen silberne Gefäße und Truhen, Figuren und Spangen, getriebenes und glattes Silber, lauter Handarbeit. Vieles echt chinesisch, viel aber auch schon den europäischen Bedürfnissen angepaßt, wie Serviettenringe, Tischkartenständer und ähnliches. Die dekorativen Muster sind hauptsächlich: der stachelige Drache, Götzen, Bambusornamente, auch die Chrysanthemen.

Neben diesen Städtebildern bleiben mir für immer gegenwärtig zwei malerische Klosteranlagen. Wie beim Eisernen Tor die Donau, so zwängt sich der Yangtse mit seiner Wassermenge mehrmals durch Engpässe. An zwei solchen Stellen steht dazu noch mitten im Flußbett eine Insel. Die eine schlank, graziös, beinahe turmartig, heißt «die kleine Waise», die andre, etwas massiger, «die große Waise». Beide sind dicht mit Bäumen bewachsen und durch das Geäste sahen wir uraltes, massives, graues Gemäuer, schön geschwungene Arkaden, und wären die Fischschwänze an den Dächern nicht gewesen, und die echt chinesischen Tempeltürmchen, wir hätten geglaubt, ein italienisches Bergkloster zu sehen.

Es war übrigens das einzige Mal, daß ich auf dieser Strecke so viele Bäume beieinander sah. Kahle, zerrissene Gebirge wechselten mit ebenso kahlem Hügel- oder Steppenland. Ich hatte später Gele-

genheit, auch die Folgen der Abforstung zu sehen, das ist weithin überschwemmtes Land. Am fünften Abend fuhren wir in Hankou ein, wo ich aber noch nicht ganz an meinem Bestimmungsorte war. Am nahen linken Ufer reihten sich echt europäische Villen und Bauten an europäisch-orientalische Geschäftshäuser und auch das ziemlich entfernte rechte Ufer, wo die chinesischen Administrationsgebäude, Kasernen und Militärschulen stehen, grüßte sehr zivilisiert herüber.

Hankou, das von der letzten chinesischen Revolution her bekannt sein dürfte, ist eine Millionenstadt und besteht eigentlich aus drei Teilen. Hankou selbst, am linken Ufer, ist der Marktplatz im großen Stil, wo ganze Stadtteile europäisch sind und namentlich die großen russischen Teefabriken sich befinden. Über dem Flusse, am rechten Ufer, liegt Wutschang, der Sitz der chinesischen Regierung, mit dem Yamen des Vizekönigs, den Kasernen und Militärschulen, die meist deutsche Lehrer und Instruktoren haben. Dann liegt noch zwischen dem sumpfigen Winkel, den der Hanfluß mit dem Yang-tsekiang bildet, Hanyang, die Fabrikstadt. Dort war auch die staatliche Pulverfabrik, in der der Vater meiner Zöglinge als Direktor amtete, ferner ein großes Eisenwerk, eine Zündholzfabrik, Seifenfabrik, Ziegelei und vieles andere. In einem flinken Motorboot, das der schweizerische Chef der deutschen Firma Arnhold & Karberg mir und dem mich abholenden Boy zur Verfügung gestellt hatte, fuhren wir nach Hanyang hinüber. Einmal vom europäischen Quai entfernt, kamen wir in ein unbeschreibliches Gedränge von schweren chinesischen Dschunken mit scheinbar ebenso schwerfälligem Segelwerk, mit hochaufragenden, verschnörkelten Schiffsenden; diese Dschunken sehen den alten nordischen Wikingerschiffen recht ähnlich. Zu vielen Tausenden lagen sie da und stauten sich namentlich in der Mündung des Hanflusses. Wollte sich eines dieser Schiffe losmachen, so gab es ein Rufen und Schreien mit unartikulierten Lauten, wie mir schien. Auf all' diesen Schiffen fällt uns im Gegensatz zum übrigen China ein beständiges Reinemachen und Wichsen auf. Wer ein Schiff besitzt, hält es hoch in Ehren. Nie wird es mit Schuhen betreten — eben aus Reinlichkeitsgründen.

Sie kommen meist von weit her aus dem unbekanntesten Innern, bringen Tee, Baumwolle, Seide, Bambusrohr und das so seltene Holz. Die ganze Familie reist mit, Frau und Kind, Großvater und Großmutter und auch die Schwiegermama, die in China ebenso übel beleumdet ist wie bei uns. Die Schiffsbesitzer genießen auch schon ein gewisses soziales Ansehen. Die Kinder, namentlich die Mädchen und die ganz kleinen, sind aufgeputzt, haben gemalte Bäckchen, grellfarbige Bändchen und Zotteln in die winzigen Zöpfchen geflochten und werden auch verwöhnt wie unsere Babies. Die kleinen Füßchen der Frauen und Kinder sind nirgends so deplaciert wie auf diesen Dschunken. Oft weniger als 10 cm lang — 15 ist schon ein ganz gemeines Maß und läßt auf gewöhnliche Familie schließen — erinnerten sie mich an Ziegenhufe. Die chinesische Frau kann selbstverständlich nur ganz unbehilflich gehen, hebt dabei die Arme gewohnheitsmäßig auseinander und balanciert damit wie unsere Seiltänzer. Daß dabei von schwerer Arbeit keine Rede sein kann, ist begreiflich. So werden denn auch in China eine Menge Arbeiten, zu denen in Europa die Frauen «von Natur her bestimmt» sind, von Männern besorgt: Kochen, Schneidern, Reinemachen. Nichtsdestoweniger ist die Frau auch dort ein Geschöpf zweiten Ranges, was sich namentlich bei der Geburt von Mädchen zeigt. Will die erste Frau keinen Sohn schenken, so muß eine zweite die Ehre des Hauses retten, hat daneben aber keine Rechte und ist der ersten sozial untergestellt. In den Tagen des Werbens ist die Frau aber auch der poetische Inhalt des Lebens, was sich in folgendem Gedicht zeigen mag:

Vor dem Tore der Stadt im Osten
Sieht man zahllose schöne Frauen,
Welche den Wolken gleichen;
Doch ob sie auch den Wolken gleichen,
Sie sind nicht der Gegenstand meiner Träume;
Viel teurer ist mir meine Gefährtin
In ihrem einfachen, weißen Kleide.

Rings außerhalb der Mauern der Stadt
Sieht man anmutige, schlanke Frauen,
Die den Blumen des Feldes gleichen.
Doch ob sie den Blumen des Feldes gleichen,
Sie können meine Liebe nicht erringen,
Denn das weiße Kleid und das rosige Gesicht
Meiner Frau sind mein einziges Glück.

Das europäisch gebaute Backsteinhaus, in dem ich wohnen und wirken sollte, lag inmitten eines Sumpfes. Wohl erhoben sich ringsum Hügel, aber sie waren, wie das meiste trockene Gelände ringsum, mit Gräbern dicht besät, die ja von Menschenhand nicht zerstört werden dürfen. Grabsteine waren da und dort, jedoch ohne Inschrift und gepflegt werden die Gräber nicht. Schilf und Bambus und allerlei Gesträuch wächst wild darauf, wird aber jeden Herbst kahl abrasiert und zum Heizen verwendet, weil es an sonstigem Brennmaterial ganz gebricht. Dann fangen wilde Veilchen

darauf zu blühen an, blühen bis spät im Dezember, und Ende Februar grünt es schon wieder und an dünnen Zweiglein, direkt am Boden, steht langtraubiger, aber duftloser Flieder.

So gleichförmig die Umgebung auf den ersten Blick war, auf die Dauer fand ich hunderterlei Neues. Wasserpflanzen, wie das zierliche Pfeilkraut, schillernde Käfer, farbenleuchtende Schmetterlinge, ungeheuer große Spinnen, Scharen von Taucherentlein, über denen der gierige Habicht seine Kreise zog, ganze Schwärme von Fischen, grüne Sumpfschlangen, der schillernde Eisvogel, schlanke Gazellen, die die Chinesen natürlich gleich mit Knütteln verfolgten, bis vom Direktor dem rohen Treiben Einhalt geboten wurde.

In der Nacht regte mich die unheimliche Gräberstätte vor dem Fenster auf, aber, außer in meinen Träumen, hat sich nie draußen etwas geregt. Und wenn ich erschrocken Licht machte, fand ich höchstens einen dicken, langen Tausendfüßler am Moskitonetz hangen. Nur die ungefährliche Art, wir machten aber bei anderer Gelegenheit auch die Bekanntschaft des gefährlichen, beißenden, bis zu 10 cm lang werdenden Scolopenders, dessen Biß ebenso gefährlich ist wie derjenige der Giftschlange.

Das Fabrikgebiet war von einer hohen, unzugänglichen Mauer umgeben; weite Ausflüge waren schon wegen der großen Hitze unmöglich. Aber auf den Gräberhügeln ringsum gab es Beerdigungen. Da sah man denn zu. Die Trauerfamilie, meist nur der männliche Teil, erschien in Weiß, sogar bis auf die Schnur im Zopfe. Ein Heulweib mußte mit dabei sein, und dieses saß dann den ganzen Tag da und heulte so fürchterlich, die Töne einziehend und herausgurgelnd, daß einem ordentlich bange werden konnte. Die Toten werden eingegipst, in vier dicke Bretter eingesargt, die nach außen noch die natürliche Rundung des Stammes haben und nur wenig tief unter den Boden gebracht. Eine priesterliche Weihe wird am Grabe nicht vorgenommen. In der Nacht, gleich nachdem eine Familie von einem Todesfall betroffen wird, muß aber ein Mann des Hauses auf das Dach steigen, um mit Klagerufen die entflohene Seele zur Rückkehr zu bewegen. Immerhin, so behauptet ein Chinakenner, sei es den Lebenden lieber, sie kehre nicht, und würde es ein Toter wagen, wieder zu erscheinen, gleich würde er als Vampir erschlagen und ein zweites Mal ins Reich der Schatten geschickt. So ließe sich wenigstens aus Sagen und Legenden schließen.

Einmal kam vom Dorfe drüben auch eine Prozession. Farbige Drachen und Vögel und Schiffe, kunstgerecht aus buntem Papier gefertigt, wurden in Begleitung der Priester und unter Trommelgewirbel zum Hanfluß hinunter gebracht. Die Priester tragen im Gegensatz zu den Laien kurz geschorenes Haupthaar und weitärmelige, graue Kimono. Die Opfer sollten auf dem Strome dem Gott entgegenziehen und ihn gnädig stimmen, um die befürchtete Überschwemmung und Hungersnot abzuwenden. Besuch, der im Hause war, fand die Sache lächerlich und konnte das Volk, das sich in seiner Herzensangst nicht anders zu helfen weiß, nicht einfältig genug schelten.

Am liebsten war mir der Fluß vor dem Mauertor. Die Dschunken bei günstigem Winde leicht vorbeischweben sehen, stromabwärts, konnte ich nicht satt bekommen. Ein wenig Heimweh stellte sich dabei ein, was so leicht hinschwebt, scheint eben dem Glücke entgegenzugehen. Stromaufwärts war die Fahrt schwerfälliger, besonders wenn der Wind flußabwärts fegte. An Seilen schleppte die stämmige Bemannung das schwere Gefährt dem Ufer entlang oder zog es mit langen Enterhaken vorwärts. Dazwischen ruderten Sampan und eilten kleine Dampfboote, mit schrillem Pfiff sich bemerkbar machend.

Auf der Uferstraße kamen dann noch die Fabrikarbeiter vorbei. Sie trugen dunkelblaue Beinkleider und ebensolche kurze Jacken und kleine schwarze Hütlein. So sahen sie unsern überkleidertragenden Arbeitern nicht unähnlich. Am Abend aber hing dazu der Zopf graziös, während er bei der Arbeit um den Kopf geschlungen wird — also eine Art Gretchenfrisur. Der Chinese trägt im allgemeinen zu dem Beinkleid, das um das Fußgelenk mit einem schwarzen Seidenband festgeschlungen wird, den lang- und engärmeligen Kimono und darüber ein elegantes Jäckchen oder Bolero ohne Ärmel. Unser Boy oder oberster Hausdiener, der sich etliche Male im Jahre den Schneider bestellte, um nachträglich wieder die Sachen aufs Pfandleihhaus zu bringen, besaß eine ganze Reihe solcher Jäckchen. Eines, aus blaugrüner Seide, war mit einem teuren schwarzen Spitzenstoff bezogen, ein anderes aus dunkelrotem gepreßtem Sammet gefertigt. Die Zusammenstellungen waren auch für unsern europäischen Geschmack sehr schön. Für gewöhnlich zieht der Chinese Dunkelblau und Baumwolle vor und kleidet sich nur für besondere Anlässe in bunte Seide — ich spreche hier vom Mittelstand. Der ganz chinesische Chinese trägt zu dem allem ein rundes schwarzes Mützlein mit rotem Knopf, derjenige, der mit Europa in Beziehungen steht, europäische Kopfbedeckungen und nicht selten sogar den

Panamahut, unter dem der Zopf gar seltsam baumelt! Zum Glück aber nicht den Zylinderhut, den die Urbewohner Ceylons zu ihrer Eingeborenenkleidung, bestehend aus einem um die Lenden geschlungenen bunten Tuch, so sehr lieben! Die großen, deckelartigen, aus Stroh oder Schilf grob geflochtenen Hüte trägt nur der niedere Kuli. Zu der Bekleidung kommen dann noch weiße, aus Stoff genähte Socken und schwarze Tuchpantoffeln. Die Frauen haben über ihren zierlichen, meist gestickten Pantöffelchen ein weites plumpes Beinkleid, und eine weite Kimonojacke, die bis über die Knie reicht. Im Winter trägt man dieselben aus Baumwollstoff gefertigten Kleider, aber wattiert undn mit Ärmeln, die etwa 10 cm über die Fingerspitzen reichen und gleich auch den Muff ersetzen.

War Feierabend in den Fabriken, so kamen auch allerlei wandernde Händler. Der «Küchlibäcker», der mit der Pfanne und einem tragbaren Herde wanderte, ließ seine regelrechten Rosenkuchen im Rizinusöl — dem Speisefett der Chinesen — gelb schmoren. Der Barbier war dicht dabei, hatte auf seinem Stühlchen, das Schiebladen besitzt, einen Kunden sitzen und frisierte ihn für die laufende Woche oder den laufenden Monat, je nachdem. Kulis, den Bambusbarren über dem Rücken, Lasten zu beiden Seiten, liefen vorbei mit eiligem, tänzelndem Schritt, die Füße nach innen gekehrt, und sangen dazu: «Eho, aliaho», immer in Mollklängen und taktgemäß. Manchmal taten sich mehrere zusammen, liefen eilend hintereinander her und sangen dazu einen nicht übelklingenden, wehmütigen Wechselgesang. Man erklärt sich diese halb gesungenen, halb gestöhnten Töne als natürliches Bedürfnis, die Lungen, die durch die Last auf dem Rücken eingezwängt werden, in gesunder Tätigkeit zu erhalten.

Sänften wurden vorbeigetragen, Mandarine mit pelzverbrämtem Hute oder edle Frauen saßen darin, Jungens blieben stehen und starrten namentlich meine blonden Schülerinnen an. Manchmal wurden sie auch unartig und machten uns, so lange der Atem reichte, das «rrrr» nach, das in der chinesischen Sprache nicht vorkommt. Ja, aus den Dörfern riefen uns die Lausbuben sogar gelegentlich: Yang-Chneize», d. i. «fremde Teufel» nach. Doch bekamen sie nicht selten dafür von den Mamas Prügel. Manchmal wagten wir sogar vor dem Tore ein Plauderstündchen! Wir sprachen ja etliche drei Sätze chinesisch! «Sumasa» (was ist das?) Fragten wir einmal einen Jungen, der in einem Körblein Strohhalme und kleine Holzstücke zusammengelesen hatte. Er antwortete mit einem Wortschwall. Als er aber bemerkte, daß wir offenbar nichts verstanden, wiederholte er nur immer wieder: «Mi, mi, mi». «Reis» hieß das, was uns der Boy zu Hause sagte. Mit dem Stroh und Holz wurde zu Hause Reis gekocht. Auch arme Sünder zogen vorbei mit dem 1 m^2 großen Holzkragen, der sie daran hinderte, das Essen selbst zu nehmen. Gab ihnen keine mitleidige Seele das Essen bis in den Mund, mußten sie Hungers sterben. Soldaten marschierten in guter Ordnung vorüber, von Offizieren geführt mit weißen Handschuhen und goldenem Kneifer — den unvermeidlichen Zopf in guter Nachbarschaft mit dem Schleissäbel! Die Uniformen, ziemlich nach deutschem Muster, nur ohne jeglichen Schneid, saßen herzlich schlecht. Die Offiziere grüßten uns militärisch, gönnten uns sogar ein chinesisches Lächeln und den Kindern eine Patschhand. Alle Chinesen haben etwas Zutunliches, Liebenswürdiges und sind vor allem den Kindern gut, ob weißer, gelber oder brauner Rasse. Wir selbst hatten bei der Fabrik beständig ein Kantonnement mit etwa 30 Mann. Weil ihnen wohl Gewehre, aber keine Munition anvertraut war, besaßen sie noch die alten grausamen Waffen, große Schlachtmesser und Gabeln und Hakenspieße. Mit den Kindern hatten die Soldaten dicke Freundschaft geschlossen; sie schnitten ihnen Fischruten, schenkten von dem Rizinusgebackenen, das wir indessen nur ansahen und zu Hause den Gänsen fütterten. Sie spielten mit dem herrlichen Eifer und Frohsinn der Jugend, machten Fang- und Ballspiele, hüpften und lachten, daß die Zöpfe flogen, und waren doch meist Männer von 25 bis 40 Jahren. Strategische Tüchtigkeit trauten wir ihnen aber nicht gerade zu. Als einmal der greise Vizekönig von Soldaten aus dem Wagen gerissen und gesteinigt worden war, befürchtete man allgemein die Revolution, die dann auch zwei bis drei Jahre später ausbrach. Die

meisten Fabriken waren geschlossen, der Reis teuer und die Steuerlast drückend. Man glaubte, daß nur auf das Mitmachen der Soldaten gewartet werde, und die hatten eben auch ihren Sold schon ein Jahr lang nicht erhalten. So war die Lage kritisch und wir erhielten eine Besatzung von 200 Mann, fühlten uns aber wenig sicher. Sie saßen herum, schnitzten sich Ruten und Stöcke nach Knabenart. Weilten wir am Abend vor dem Tore, so kamen gelegentlich die Männer aus den Schiffen ans Land gestiegen, rauchten aus der harmlosen Wasserpfeife, befragten den Boy nach uns, zeigten immer nur freundliche Mienen, angeborene Höflichkeit und nie das geringste Mißtrauen. Brach dann die Dämmerung herein, so ging ringsum ein seltsamer Lärm los. Auf den Schiffen und am Ufer, vor den Hütten und im Tempel, überall wurde eine Art Trommel gewirbelt, um die unheimlichen Geister der Nacht zu vertreiben. Besonders ernsthaft wurde dies in mondhellen Nächten betrieben. Nichts flößt dem Bewohner im Reiche der Mitte mehr Grauen ein, als die bleiche Mondscheibe mit den unverkennbaren Zügen irgend eines Geschöpfes. Sie sehen in ihm einen der schlimmsten Dämonen. Anderseits wird erzählt, der Mondmann knüpfte die Ehen und binde mit feinen silbernen Fäden die zwei Menschen, die er füreinander bestimmt habe. Ein echter Honigmond, wie Sie sehen! Zu den Hauptaufgaben der Priester gehört das Bannen dieser Geister und sonstigen Unheils. Sie unterrichten aber auch, und der Unterricht besteht hauptsächlich aus dem Beibringen von etwa 70 Sprachzeichen, die die allernotwendigsten Dinge, wie Buddha, Mensch, Wasser, Reis, Haus und so fort bezeichnen. Die Schrift wird mit dem Pinsel gemalt und hat auch ihre kalligraphischen Gesetze. Dann wird auch die Geschichte des Landes und seiner Religion auswendig gelernt und heruntergeleiert. Schulzwang besteht nicht. In den umliegenden Dörfern habe ich auch nie etwas von einer Schule gesehen. Der Priester hat auch in bestimmten Fällen das Schicksal zu befragen, z. B. bei der Geburt eines Kindes. Dabei muß er genau acht geben, ob von den drei Elementen, die anders zusammengesetzt sind wie bei uns (ich meine, was man populär Elemente nennt, nicht chemisch), genügend für das Kind vorbestimmt hat. Fehlt es z. B. an Wasser, so muß das dann im Namen beigegeben werden.

Wir besuchten einmal den heiligen Mann droben im Tempel. Ein stimmungsvolles, graues Gemäuer stand er droben im Schatten einiger Bäume auf dem Hügel, der nach der Flußseite hin steil abfiel. Ein großes Tor, eine winzige Fensterlucke, an den vier Dachecken die bekannten aufgebogenen Fischschwänze, die heilig und segenbringend sind, nach hinten ein Verschlag, das war die architektonische Herrlichkeit. Wir hatten Mühe, den Hüter des Heiligtums aufzustöbern. Er lag auf seinem Schragen und blinzelte träg ins Licht. Er zeigte uns dann das Allerheiligste, den schauerlich grinsenden Buddha, dessen goldener Zierat von Schmutz und Spinngewebe kaum sichtbar war. Er kauerte hinter einem festen Gitter, so daß wir uns ordentlich sicher fühlten. Der kleine Raum war mit Trommeln und Pauken ausgefüllt. Wieder im Freien, sahen wir am Fuße des Hügels den Fluß und die Segel und Barken in abendlicher Beleuchtung. «Stand ich auf hohem Berge, sah hinunter ins tiefe Tal», das uralte Lied ging mir durch den Sinn, denn China selbst ist mir nie fremd, nur immer uralt vorgekommen.

Gingen wir nach solchen Gängen zwischen unsern Sümpfen heim, versämten wir nicht, mit unsern Stöcklein vor uns her über den Weg zu fegen, um die überaus giftigen Schlangen zu verscheuchen. Eine große, etwa 2 m lange Schlange war aber unsere Freundin. Sie lag am Kirchhofmäuerchen, just unter dem kleinen Bildzeichen, das man von weitem für ein Marienbild hätte halten können, und ließ es sich so als Symbol der Weisheit an der Sonne wohl sein. Wir wußten, daß sie nicht giftig war und schlichen hin, sie zu beobachten. Nur zwei Meter breit Wasser trennte uns. Wurde sie unser gewahr, hob sie langsam den Kopf, sah uns forschend und klug an und zog dann gemächlich ihre Ringe auseinander, um hinter dem Gemäuer zu verschwinden. In der Nacht ließ uns dann der Froschgesang, der nachgerade wie ein Geklapper tönte, nicht recht schlafen. Zu Tausenden saßen sie im Sumpf unter den Blättern der Lotosblume und führten mit Schildkröten und Schlangen schlecht und recht Nachbarschaft. Die Lotosblume selbst hat mich bitter enttäuscht, der Stiel ragt mehr als einen halben Meter über den Wasserspiegel und die schmutzigviolette, ziemlich große Blüte hat dicke, fleischige Blätter und hängt müde den Kopf. In den Gewässern Indiens und Japans kommt eine weit schönere Art vor. Den Sümpfen verdanken wir auch die Moskitobrut. Wohl schliefen wir unter dem Tüllnetz, aber auf unerklärliche Weise gelangten die Quälgeister immer wieder ins Innere. Einige Male wagte ich mich bei völliger Dunkelheit auf die Veranda. Es war zwar wegen der Fieberdünste vom Hausherrn strenge verboten. Die Nächte waren meist sammetdunkel und die Sterne von der Ausdünstung der Erde verdeckt. Elektrische Straßenbeleuchtung gab's auch nicht. Dafür flogen im Mai und Juni Millionen von Leuchtkäfern über die Gräber, und über die Sümpfe hinweg huschten die Irrlichter. Mich wundert wenig, daß die Menschen dort so abergläubisch geworden sind. Un-

heimlich ist ihr Land, und die ungepflegte Natur herrscht mit all' den ungezähmten Elementen, Überschwemmung und Hungersnot, Sümpfe und Epidemien, meist Folgen der Abholzung.

Ein wahres Fest bedeutete es für uns alle, wenn wir nach Hankou hinüber zu fahren hatten. Wir fuhren dabei über den Hanfluß, dann aber im Rikschahwägelchen auf der zu einer Straße ausgebauten Stadtmauer bis zum europäischen Teil der Stadt. Innerhalb der Mauer sahen wir enge Gassen und düstere Häuser mit kleinen Fenstern ohne Scheiben, schlanke Pagoden, bunte Sommerhäuser, in Lust- und Gemüsegärten. Die letztern schienen auf dem Wasser zu schwimmen und der Gärtner gelangte zu ihnen auf schmalen Stegen. Außerhalb der Stadtmauer sah ich Seiler ihr Handwerk ausüben, gefärbte Seidenstoffe und Seidenstrangen wurden getrocknet, schwarze Schweine schnüffelten herum, häßliche Büffel stampften durch die seichten Reisfelder. Das bunteste Bild bot die Straße selbst. Jünglinge von hohem Wuchs und gepflegtem Äußern spazierten vorbei, den Fächer in der Hand oder auch den Vogel im Bauer. Rikschahkulis überholten sich, eine chinesische Schöne maß verächtlich unser plumpes Schuhwerk, sinnende Priester zogen des Weges, nicht alle so wenig ehrfurchtgebietend wie der in unserem Tempel. Und nach einem chinesischen Gedichte zu schließen, muß es unter ihnen höherstehende Menschen geben. Das Gedicht aber heißt:

Der Mönch und ich, wir waren uns begegnet,
In ein und demselben Gedanken.
Der Sprache Schätze hatten wir erschöpft und harrten schweigend.
Ich schaute auf die Blumen, unbeweglich, wie wir,
Und lauschte den Vögeln, die im Raume schwebten,
Und ich begriff die Wahrheit!

Auch kamen wieder Lastträger und «echoten», Bettler mit verkrüppeltem Rumpf und Gliedern, lagen am Boden und peitschten mit den wirren Haaren den Staub der Erde, laut um Almosen schreiend. Auf kleinen Ponys ritten höhere Offiziere, und wieder in Sänften, aber auch in leichten europäischen Kutschen mit Gummirädern saßen ganz vornehme Chinesen oder Chinesinnen in seidenen Gewändern, Schmuck im glatten Haar. So kamen wir ins Europäerviertel, wo die indischen Schiks, die man ja jetzt auch in Europa kennt, Ordnung hielten. Sie sind ein ernster und sicherer Schutz. Als ich einmal nur in Begleitung des Boys nach Hankou hinüber mußte, ließ mich dieser im Stich. Er hatte sich auch schon von Europa belehren lassen und war in einer Schnapsschenke verschwunden. Unbekannt in der abgelegenen Gegend, stellte ich mich neben so einen großen Inder und war guten Schutzes sicher, bis dann der Boy mit glänzenden Augen wieder erschien.
Anfangs Juli wurde es unerträglich heiß, die Luft klebrig und in der Nacht war kein Schlaf mehr zu finden. Es war Zeit, sich fortzumachen, ehe die Temperatur die Körperwärme übertraf. So ging's ins Bad, das heißt nach der deutschen Kolonie Kiautschou mit der Hafenstadt Tsingtau, die einen prächtigen Badestrand besitzt. Während Hankou etwa so südlich liegt wie Kairo, ist Kiautschou wie Süditalien gelegen. Nach Schanghai flußabwärts und dann mit dem deutschen Dampfer «Gouverneur Jaeschke» durchs Gelbe Meer, waren wir etwa acht Tage unterwegs, eine ganz ordentliche Badereise!

Das erste Wunder, das Kiautschou mir bot, war — Wald, im wahren Sinne des Wortes deutscher Wald! Was deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit auf jenem Fleck Erde geleistet, läßt sich hier in kurzen Worten nicht beschreiben. Ganze Berge sind aufgeforstet, in Körben hatte man die Erde hinaufgeschleppt. Eine Stadt liegt in der Bucht, die mit ihrem Hafen, den Straßen und den Strandanlagen, den Gärten und Sportplätzen, sich mit europäischen Plätzen messen darf. Hauptsache war den Deutschen indessen, aus Kiautschou einen erstklassigen Handelsplatz zu machen und durch die Kolonisierung sich die Freundschaft der Chinesen zu gewinnen. Für die Eingeborenen war in jeder Hinsicht gesorgt worden. Das Faber-Hospital für Chinesen behandelte jährlich über 3000 Patienten meist unentgeltlich. Eine deutsch-chinesische Hochschule war gegründet worden, Missionsschulen, Seminarien, Gewerbeschulen, an alles war gedacht. Den im Stadtgebiet wohnenden Chinesen war ein sauberer Stadtteil angewiesen worden. Wir gingen viel durch den jungen Wald, und wohl mehr als einmal ahnungslos an den verborgenen Festungen vorbei. Daß heute das gewaltige Stück kultureller Arbeit für Deutschland, ja für Europa, vernichtet sein soll, schneidet mir offen gestanden in die Seele. Verloren ist es auf jeden Fall bei den Japanern, denn vereint aus schweizerischem, deutschem, amerikanischem und nicht zuletzt aus englischem Munde, habe ich die Japaner schmähen hören. Sie sind ehrgeizig, nicht strebsam, trotzig, nicht ernst und ausdauernd, schlau, unehrlich, haben nur Nachahmungstalent und keinen schöpferischen Geist. Sie verdrängen, wo

sie nur können, die Europäer im chinesischen Handel und Gewerbe, gleichviel ob Engländer, Franzosen oder Deutsche. So lautet im Osten die allgemeine Beurteilung. Ein amerikanischer Konsul, der 15 Jahre in Nagasaki gewesen war, versicherte mir, daß er eher einem Chinesen aufs Wort glaube als einem Japaner, und wenn er etwas zwanzigmal unterschreibe. Aller Welt Fabrikate ahmen sie nach und setzen ruhig dieselbe Schutzmarke darauf. Auf allen meinen Reisen bin ich nie von Händlern mit Unziemlichkeiten behelligt worden; in Nagasaki mußte ich mich auf dem deutschen Schiff selbst nach Schutz umsehen. Engländer nannten sie mir die widerlichste Rasse. Wenn die beiden jetzt Freundschaft halten, soll doch sicher einer davon über den Löffel balbiert werden, wie der Teufel von den Arabern. Die Rollen zu verteilen, muß der Zukunft überlassen werden.
Als wir im September von unserer Badereise zurückkehrten, war in Hankou die Hitze gebrochen. Das gelbe Wasser des Yangtse, das im Zurückgehen war, hatte etwas merkwürdig Ruhiges. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem wir die Sterne wie in einem See sich spiegeln sahen. Trotzdem es immer noch so heiß war wie bei uns im Hochsommer, lag doch schon etwas Klares über der Landschaft, wie wir es auch hier im Vorherbst haben. Im Sommer hatte die Cholera in Hankou und den umliegenden Dörfern stärker als je gewütet. Im Dorfe jenseits der Mauer, das etwa 80 Einwohner gezählt hatte, waren etwa 24 Überlebende. Viele Särge standen am Wege, weil sich kein Platz mehr gefunden hatte; denn alte Gräber dürfen nicht zerstört werden und für die neuen weiß man nicht woher den Boden nehmen. Am Fuße des Tempelhügels standen sie zu Hunderten, und im Spätherbst pflückten wir Veilchen dazwischen, weil sie da besonders üppig blühten. Man gewöhnt sich eben an alles.

Viele Leute lagen noch krank und nach Verordnung des Chinesenarztes, der mehr Zauberspuk als Heilkunde versteht, mußten Angehörige des Nachts einen bestimmten Weg ziehen, um die Seelen der Fliehenden zu rufen. Oft tönte ein schauerliches «Chao see» von den Sumpfwegen jenseits der Mauer, desto gruseliger, je mehr der Rufer selbst von Angst gepeinigt war. Oft war es nur ein fast ersticktes Krächzen, bei dem einem selbst die Haare zu Berge standen. Auf den lichtlosen Wegen kam es auch nicht selten vor, daß einer einen Fehlschritt tat und im Sumpfe ertrank.
Um noch ein weiteres Beispiel ärztlicher Kunst zu geben: Einmal kam ein Fabrikarbeiter und erbat sich flehend Gänsemist. Sein Kind hatte Diphterie, und er mußte ihm diesen um den Hals streichen. Bis Dezember hatten wir schönes, warmes Wetter, aber gegen Neujahr kamen kalte Winde von Norden (direkt aus der Wüste Gobi, hieß es), so daß kleine Wasserlachen gefroren. Wir eilten, den seltenen Anblick zu genießen. Anfangs Januar schneite es vielleicht drei Tage und dann kam Regenwetter bis im März, wo es mit einem Male drückend schwül wurde und krachende Gewitter, wie wir sie hier nicht erleben, durch das Land tobten. Dabei wurde es grün auf den Hügeln. Ein chinesisches Gedicht singt über den Frühling:

Das Gras ist zart und grün,
Wie Seidenfäden.
Der Maulbeerbaum öffnet alle seine grünen Blätter.
Das ist die Zeit, wo du an die Heimkehr denken solltest.
Mein Herz vergeht vor Traurigkeit.
Doch warum ist der Zephyr, den ich nicht kenne,
Bei mir eingekehrt?

Er mußte indessen auch andern etwas zugeflüstert haben, denn auf einmal hieß es, ich könne heim. Die Pulverfabrik war geschlossen worden, vielleicht hatte sich ein Japaner billiger empfohlen. Mir war es recht so, ich war mittlerweile wochenlang krank gelegen und hatte schon lange an die Heimkehr gedacht und jeden Abend in meinem Kalender den verflossenen Tag mit Hochgenuß gestrichen. Um noch ein letztes Mal mit einem chinesischen Gedicht zu sprechen:

Ich stieg in die Barke aus Tannenholz
Und ließ mich von der Strömung treiben!»

Ich tat dasselbe und war innert vier Wochen über Schanghai, Nagasaki, Sibirien und Moskau in Petersburg. Nach einem weiteren halben Jahr Ausland gings dann heim in die alten Berge.